

Monument in preussischem Stil

Autor(en): **Petry, Walther**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1929)**

Heft 10

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759847>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Monument in preußischem Stil

von *Walther Petry*

Ein Gespräch über Potsdam

Wir führen zunächst die Figuren vor: den Historiker, den Dichter, den Philosophen. Sie sprechen, und aus ihrem Gespräch, ihrer vielfachen Ansicht, entwickelt sich das Bild. Es ist das Bild der berühmten kleinen preußischen Stadt Potsdam.

Der Historiker ist etwa fünfzig Jahre alt, ein gewinnender, ruhiger Mann, der mit seinem Beruf soweit im Einklang ist, daß er ihn nur aus Liebhaberei ausübt. Er hat die Eigentümlichkeit, viel zurückzublicken, – doch ohne deswegen den Boden unter den Füßen zu verlieren. Vielmehr, sagt er selbst, bin ich allein von uns dreien bemüht, zu knüpfen und zu weben, die Verbindungen zu schlagen, und, gebt es zu, habe darin schon die Geschicklichkeit einer alten Frau erreicht. – Soweit die Freunde über ihn lächelten, waren sie doch zugleich alle in ihm beruhigt. Wo sie laut die Divergenzen ausriefen, verwies er auf den einigenden Grund. Er haßte die Zahl; es kam ihm nicht auf Ereignisse an, – aber er liebte die langsam und ohne Fuge ins Gegenwärtige ausrollende Zeit.

Anders der Dichter. Er sah überall Figuren, körperlichen, deutlichen Umriß. Schrankenlos in das Leben verliebt, sah er auch genau das Furchtbare an, ja, hob es hervor. Seine größte Tugend war Ehrlichkeit. Ich bin, pflegte er gelegentlich zu sagen, Realist. In Wirklichkeit war er Metaphysiker. Seine Art, das Kantige der Dinge, ihre scharfe Prägung zu erhalten, eine schöne Linie rücksichtslos zu brechen, überhaupt das Einzelne zu betonen, war nichts anderes als Methode. Auf diesem Weg, sagte der Philosoph, steigt er, wie ein Bergwerksknappe, in die wahre Welt, die *unter* der wirklichen liegt, ein. Er ist, um ein bezeichnendes Bild zu wiederholen, seinen Augen nach *Geograph*, liebt und beschreibt die Oberfläche mit allen Zerrissenheiten, Einstürzen und Verbildungen, aber seinem Gefühl nach *Geologe*. Ein besseres Zeichen für ihn, als die Feder, die er spitz führt, wäre der kleine geologische Hammer. Er ist fünfunddreißig Jahre alt; neugierig, furchtlos.

Der Philosoph ist ein kleiner, empfindsamer, beweglicher Mann. Hätte er seinen Kopf nicht, wäre er verloren. Er hat ein Vogelgesicht

und ein einziges Ideal: Vogelfreiheit. Die Erde liegt ihm zu still. Seine Gedanken erwecken oft in den Zuhörern das Gefühl von Drehung. Wo andere dann schwindlig werden, ist er begeistert. Er liebt die seltsame, die « unklassische » Perspektive; oft sieht er die Welt, durch seine Beine hindurch, verkehrt an. Er ist von den drei Freunden der heiterste und klarste. Seine Vergangenheit, auch die nächste, hat er vergessen. Wunderbar, rief er manchmal aus, dieser großartige allgemeine Zug nach vorwärts, – wie Schienen, die aus einem Tunnel wie Blitze ausfahren.

Diese drei Freunde hatten einmal verabredet, Potsdam zu besuchen. Wie sie darüber sprachen, machten sie eine Entdeckung. Der Historiker und der Dichter, die beide den Ort gut kannten, hatten jeder ihren besonderen Zugang zu ihm. Der Historiker stieg immer am Bahnhof Wildpark aus, war dann mit drei Schritten im Park, im alten menschenleeren Teil, ging da, immer in Abstand von den Schlössern, herum und blieb endlich auf einer Bank vor irgendeinem Ausblick sitzen. An solchem Punkt, sagte er, taucht, wenn man ruhig und ausdauernd hinsieht, Potsdam, klar wie eine Idee, wie eine Spiegelung auf. Ich suche es mir nicht zusammen, es erscheint mir. Wenn diese Stadt eine Mitte hat, ist sie friderizianisch. Vom Park aus, ja, von der Stimmung dieses alten Teils her, schließt sich mir die ganze weitläufige Anlage zu einem einheitlichen Antlitz zusammen.

Moderne Einzelheiten.

Erlauben Sie, sagte jetzt der Dichter, daß ich Sie unterbreche. Ich habe, wie Sie wissen, mit solcher Auffassung nichts zu tun. Für das, was Sie schließlich wollen, genügt es, die Totenmaske Friedrichs anzusehen. Da ist der Plan seiner Welt zu einem Bündel von Muskeln plastisch zusammengedreht, und alles, seine Anstrengungen und seine Architekturen, ist abzulesen wie die alte römische Welt von dem Profilkopf einer zäsarischen Münze. Aber nun die *Stadt Potsdam*, mein Lieber. Lassen Sie mich meinen ersten Besuch schildern.

Auch ich, bevor ich sie sah, hatte von dieser Stadt eine geschlossene, bildhafte Vorstellung. Es müsse, dachte ich mir, wenn man das Ohr auf ihren berühmten, glatt gestampften Boden legte, noch möglich sein, den Schritt der Garden zu hören, den Nachhall des sicher preußischsten Taktes, – Sie haben hier meine nüchterne, militärisch affizierte Phantasie. Ich stieg am Hauptbahnhof aus. Man steht sofort auf dem Kopfpflaster einer fleißigen durchschnittlichen Kleinstadt. Doch der Weg, den man bis zum Stadtschloß zunächst zu gehen hat, gilt, entdeckte

ich bald, als Anlauf. Man dringt von Osten her ein. Die eigentliche Stadtgrenze ist durch den Doppelarm der Havel gezogen. Mit einiger Mühe bringt man Schlösser, Kirchen, Marställe und Straßen auf eine Formel: preußisches Frontalbild, 18. Jahrhundert, märkisches Rokoko, aus dem Boden eines realpolitisch aufgefaßten Imperativs der Pflicht wachsend, – doch jetzt, beachten Sie wohl, *die Einzelheiten*. Hinter der Nikolaikirche liegt ein kleiner von Bäumen umstandener Platz. Er war gepflegt. Die Bänke sind mit alten, schwarzgekleideten, ärmlichen Männern und Frauen besetzt. Sie treiben hier eine merkwürdig anmutende Erholung. Genauer, wirken sie wie eine Ausstellung des Lebens, die scharf zur großartigen Kulisse der Umgebung kontrastiert. Wer wohnt in Potsdam? Ehemalige Offiziere und pensionierte Beamte, – abgewirtschaftete Kleinrentner und Arbeiter. Hier drängt sich dem unbefangenen Beobachter eine gewisse Differenz zwischen der Architektur und den Bewohnern auf, eine Stildifferenz. Die Architektur ist königlich, repräsentativ, so sehr, daß Friedrich, der monumentalen Vordersicht zuliebe, kleine, verschieden gebaute Häuser hinter einer gemeinschaftlichen Fassade verschwinden ließ, – dieser etwas gewaltsame Drang nach Größe ist von der Zeit umgekehrt worden. Potsdam scheint arm, etwas ältlich, – abgelebt. Ein Symbol scheinen mir die vielen Antiquitätenläden. Die königliche Schöpfung proletarisiert langsam. Merkwürdig die vielen Kellerwohnungen. Von diesen Souterrains aufwärts bewältigt die Armut alle Stockwerke. Eine Straße gehört ganz den überall herumstreichenden Katzen und Hunden. Die menschlichen Figuren in den Fensterlöchern, in den Türrahmen sind, wie abkommandiert von den nördlichen Revieren Berlins, hier auf Vorposten gestellt, die Parole einer Welt abzufordern, die einförmig und nicht mehr aufzuhalten das gesamte europäische Gelände umformt. Wie soll da diese märkische Idylle standhalten, die auch nur noch Ufer ist eines neuen, stark einströmenden Lebens?

Das sind also, fragte der Historiker zart, Ihre Einzelheiten?

Noch dies, sagte der Dichter, in einem Schulhof, Zeichen der Moderne, übte ein Klub von Kolossalweibern Handball, die leichteste ihre guten 180 Pfund schwer.

Der Philosoph geriet in heiterste Laune. Ehe wir, rief er aus, dieses « tüchtige », vielleicht nicht minder preußische Bild Gymnastik pflegender Germanias aus dem Gedächtnis verlieren, lassen Sie mich eine Stelle aus dem *Preußischen Stil* von Moeller van der Bruck vorlesen, den ich gerade zur Hand habe. Er schildert darin die Feinheit und Grazie der

Knobelsdorffschen Innenarchitektur: ein passender Rahmen um das Bild unseres Dichters: «So schuf, schreibt der inspirierte Historiker, Knobelsdorff die erlesenen Zimmer des Potsdamer Stadtschlosses, das Geheimkabinett des Königs, sein Schlafzimmer, das Musikzimmer, das Teezimmer, die oranische Kammer: bildete sie aus weißem, schaumigen Stucco, heftete ein dünnes, silbernes Stabwerk an die Decke, bezog die Wände mit pfirsichfarbenem oder pflaumenblauen Damast und bespannte diesen Damast mit bronzegrünen Tressen, oder legte Malereien in die Füllungen, oder ließ Schilfwerk strahlen und geschnitzte Blumen und Früchte sich ranken, gleich gemalten Stilleben in Holz.»

Ich möchte, meldete sich der Historiker, nach einer Pause, die in allgemeiner Heiterkeit hingegangen war, doch für Potsdam eine andere, verbindlichere Formel vorschlagen; zu stark sind meine Erinnerungen an seine wesentliche Figur, und zu sehr, zu absichtlich will sie unser Freund verkennen. Sie mag historisch sein und sie mag neben den Eindrücken unseres Dichters für empfindsam gelten. Doch ich bin in unserem Kreise der Pfleger des Altertümlichen und muß mich bescheiden. Haben Sie also Geduld.

Es traf sich gut, daß der Philosoph, bei dem man zu Gast war, sich an ein Buch erinnerte, das er vor kurzem gelesen und darin ihm Stellen über Potsdam aufgefallen waren, er legte es sich für alle Fälle zurecht. Der Dichter, ungeduldig wie er war, erwartete mit grosser Spannung den Versuch einer «Restituierung des Idols».

«*Das Monument*».

Ich kam, begann der Historiker, von einer italienischen Reise zurück, hatte für Berlin nur einen Tag Zeit und beschloß, diesen Tag in Potsdam zuzubringen. Es war ein durchsichtiger wunderbarer Oktobertag. Ich verknüpfte mit meinem Besuch keine besonderen Erwartungen. Noch beschäftigt mit Arbeiten, die ich in Rom begonnen hatte, lag mir nur daran, eine ruhige Folie für meine Gedanken zu haben. – Ich kam zum Haupteingang des Parks von Sanssouci und fand ihn verschlossen. Der Park war für einige notwendige Ausbesserungen an den Baulichkeiten für kurze Zeit gesperrt. Ich wurde hartnäckig und wies auf spezielle wichtige Interessen hin, verwirrte die Beamten mit Ausweisen, und wurde endlich eingelassen. Lassen Sie mich gleich jetzt betonen, wie wichtig für das, was ich erlebte, dieser günstige Zufall war: daß ich die Allee hinunter als einziger Besucher schritt, die Kulisse nur mich zu erwarten schien und die ganze Szenerie ihre aristokratische Ab-

geschlossenheit ungestört vermitteln konnte. Es war eine überwältigende Begegnung, eine plötzliche Auffindung des ursprünglichen Planes, nach dem dieses Gartenland mit seinen Schlössern, Helden und Göttern aus dem Nichts hervorgegangen war. Man las, noch in der Gewaltbarkeit, die hier aus aller Welt her die Formen zur Stelle befohlen hatte, den fanatischen Willen zu einer *Schöpfung aus dem Nichts*. Da nichts aus der Antike, der italienischen Renaissance, dem französischen Klassizismus bis in die brandenburgische Wüste zu führen schien, wurden solche Zuleitungen und Überpflanzungen künstlich herangebaut; zunächst die Landschaft gegründet, südlich, fremdländisch, üppig; dann diese Landschaft mit Standbildern und Emblemen besiedelt, mit Tempeln, Bädern, Teehäusern, Schlössern bestellt, alles vermischt, in barbarischem Nebeneinander, die Jahrhunderte der Formen auf eine Schnur gezogen; man ließ Sphinxen aushauen, Ruinenberge aufschütten, Orangerien anlegen; man gab die große Fontäne in Auftrag, die ihren Strahl 36 Meter hoch in die Luft schlug, zu Lebzeiten Friedrichs aber nur einmal zum Springen gebracht werden konnte; der Himmel der Antike mußte Götterbilder in allen Stellungen, Dianen, Merkure, Nymphen herunterschütteln, *fünftausend Standbilder*, Hermen, Thermen, Putten und Amoretten; man versteckte japanische und chinesische Häuschen, auf das Dach kam ein 4 Meter hoher Chinese mit Schirm; man wollte italienische Landsitze, Koniferengruppen, altrömische Skulpturen, pompejanische Fresken; man schuf Durchblicke, legte künstliche Seen an, pflanzte Kastanienhaine – und versammelte also, auf neuem Untergrund, ein eigentümliches museales Mosaik, grotesk, wenn man von Einzelheit zu Einzelheit geht, eine unmögliche Raffung aller Kulturen, doch großartig, wenn man jetzt ganz allein den Mann bedenkt, der auf diese Art, mit einem Ruck, eine kleinweltliche Dynastie in den Ring der welthistorischen Bedeutungen schließen wollte. Klassizismus, Barock, Rokoko, – aber Potsdam, sagt der vorhin zitierte Geschichtsforscher, *Potsdam ist fritzisch*. Und beachten Sie jetzt, meine Freunde, die Verewigung der Attitüde: erst war es Geste, aus einem vielleicht maßlosen Willen geboren, *jetzt ist es Monument!* Die künstliche Landschaft ist eingewurzelt. Die willkürliche Konzeption hat die Zeit zu einer natürlichen Einheit zusammenwachsen lassen. Und klarer, als damals, da der König die Treppen und Gänge für seine einsamen Spaziergänge anlegen ließ, tritt jetzt die Grundstimmung dieses Menschen in der Gestalt seiner Schöpfung zutage: Vierspältigkeit, Ehrgeiz, Wille – und Nihilismus. Ich möchte an diesem Punkte unseren

Philosophen bitten, die eigentliche Deutung seiner inneren Figur fortzuführen.

Der Dichter war von dem Bild, das der Historiker aus seinem Überblick gezeichnet hatte, sichtlich betroffen. Und mehr, um ihm zu Hilfe zu kommen, als um wirkliche Einwendungen zu machen, fragte der Philosoph den Historiker, ob er denn wüßte, wie sehr er mit seiner « Monumentalisierung » Potsdams sich den Ausführungen Rudolf Borchardts anschließe, der in seinem Aufsatz « Rheinsberg » so nebenher eine ähnliche « heroische » Fassung des Gegenstandes gegeben habe? Dem Historiker schien diese Anfrage nicht zu gefallen.

Ich kenne, antwortete er, die Arbeit, die Sie meinen, aber möchte bitten, meine Meinung mit den « politischen Poesien » dieses eigentümlichen Rhapsoden nicht zu verwechseln.

Aber, beharrte der Philosoph, eine solche Stelle, wo er von den künstlichen Ruinen spricht, die Sie auch erwähnten (und er schlug das vorhin zur Seite gelegte Buch auf), scheint mir doch ähnlich. Hier: « Säulentrümmer stehen im Buchendickicht, als wären sie Reste nationaler Vorzeit; sie sind es: denn die Seelen dieses Geschlechts, das sich durch selbstgewollte Adoption von Rom und Athen herschrieb, waren sich selber Nation und enthielten in sich den nationalen Keim. » Ist das Ihrer « Verewigung der Attitüde » nicht gleichzurechnen?

Um mit ebensolcher Ironie, gab der Historiker zurück, wie Sie mich fragen, zu antworten, ist es doch nicht leicht, der Begeisterung und der sprachlichen « barocken » Gewalt des Borchardtschen Stiles, der Genauigkeit nicht liebt, zu folgen, es bedarf dazu besonderer Flügel. Er ist immer « seherisch », immer zur Vorzeit und Vergangenheit gewendet, immer bereit, sich für diese zu entflammen, und wo dies Feuer zu erlöschen droht, flammen seine begeisterten Perioden aus eigenem weiter. Es ist zwischen unseren Anschauungen (bei aller Bescheidenheit, die ich gerade diesem deutschen Dichter gegenüber betonen möchte) der Unterschied unseres Berufes: er ist Poet, ich bin Historiker.

Brandenburgische Sphinx.

Aber, sagte hier der Dichter, um wieder auf Potsdam zu kommen, auf Ihre Zusammenschau dieses, wie Sie sagten, barbarischen Versuches einer « Schöpfung aus dem ‚Nichts‘ », so verdankt sie ihre Wirkung doch wohl auch dem Gefühl, einer besonderen Empfindungsweise für das *Urbild* der weit verstreuten Erscheinung, einer glücklichen Entdeckergabe für den « ursprünglichen Plan », ja, für die Grund-

stimmung des Planers, – das alles, verzeihen Sie mir, scheint mir eher «dichterisch» als historisch? – Hier wollte der Angesprochene entgegen, doch der Dichter fuhr fort. – Ich nämlich, nicht in der Lage, den Park in seiner «aristokratischen Abgeschlossenheit» bewundern zu können, sondern die Stufen nach Sanssouci hinauf den Zug der fremden und einheimischen Besucher sehend, die im Gebüsch, hinter den Marmorrandell, ihre Stullenpapiere zurücklassen und nur stumm werden, wenn sie im einstigen Sterbezimmer des großen Königs seine marmorne Attrappe im Lehnstuhl kauern sehen, – ich sehe mir etwa so eines der fünftausend Standbilder genauer an, etwa eine *Sphinx*, – und die märkische, oder hohenzollernsche Verschmelzung der verschiedenen Kulturen sieht, soweit diese Figur in Frage steht, so aus: Eine Sphinx, Tiertatzen, ein weiblicher nackter Oberkörper, den Kopf mit Rokokolocken besteckt, auf ihrem liegenden Tierleib eine Scha-bracke, mit der zwei Putten spielen. – Ist das die «Heranbauung der Antike», oder, wie Borchardt schreibt, drückt sich in solcher Frisierung der ägyptischen Vorzeit die «gewollte Adoption von Rom und Athen» aus, ist diese puttenumgaukelte Hofdame mit dem Tierleib «fritzisch»?

Seien wir, schaltete hier der Philosoph mit gutgespieltem Ernst ein, in unserer Untersuchung genau, und hüten wir uns, in der Deutung oberflächlich zu sein. Borchardt findet für diesen Versuch, «eine Vergangenheit aus dem Sande zu stampfen», einen anderen Standpunkt. Er nennt diesen Gedanken nur «äußerlich klassizistisch und antiki-sierend, in Wirklichkeit *romantisch*». Ist diese Auffassung nicht «tief»? Und werden wir diesem vieldeutigen Phänomen anders als mit solcher tiefen Auslegung gerecht? Dies ist eben, müssen wir uns belehren lassen, im «landläufigen Sinne kein Park», sondern «ein königlicher Wille in einem Waldlande von Maßen und Massen ohnegleichen».

Und auch die Interpretation des «tiefen» Deuters, warf der Historiker ein, den diese ironische Beihilfe des Philosophen ungeduldig zu machen schien, ist in ihren Maßen und Massen ohnegleichen. Aber lassen wir diese Quellen. Sie, mein Freund – er wendete sich an den Dichter – und ich, wir weichen, je genauer wir uns verständigen, um so gegensätzlicher auseinander. Ich sehe die Einzelheit und wende meine Mühe an, sie in die Idee, die sie bildete, zurückzuübersetzen. Sie interessiert von dieser Idee nur die gestaltete Einzelheit. Ich meine den Willen, den existenziellen Grund, *die Seele als Urheber*, – Sie meinen die zutage getretene Form. Die ist, hier berühren wir uns,

konstruiert und allegorisch. Und sie ist jetzt, im Licht des heutigen Tages betrachtet, vollends ruinenhaft und – vielleicht – gespenstisch. Doch sind Sie für eben diesen Verhalt unempfindlich? Jagt Ihnen die Totenmaske des königlichen Gründers, dieses zu Lebzeiten mumifizierte menschlich-unmenschliche Antlitz, nicht Schrecken ein? Eben dieses Antlitz finde ich, als Siegel gleichsam, der ganzen Potsdamer Schöpfung aufgedrückt. Das Einzelne, gar das plastische Detail, kann immer lächerlich und maßlos sein. Erschütternd bleibt die Wucht und die Wut, mit der hier ein einsamer Dynast die flache leere Öde seines Landes hinter eilig angepflanzten Kunstwäldern und Statuenhainen verbergen will – und auch wirklich verbirgt –: dies gilt nicht als Spiel und Laune, sondern als Schutzwall; es sieht aus wie das Sanssouci eines Lebens, aber ist als Monument, als Mal der Verteidigung gegen den Tod verblieben, – *es ist Epitaph*.

Schlußwort des Philosophen.

Hier brach der Historiker ab. Mit einer Bewegung, die die enteiltete Linie des Gespräches wieder gesellschaftlich zurückbog, wandte er sich an den Philosophen, und bat ihn, doch nun auch seine Meinung zu sagen, sie gäbe vielleicht eine Brücke?

Der Angeredete lehnte sich in seinem Stuhl zurück, griff ein kleines Heft, schlug es auf, und sagte: Meine Meinung? Ich habe hier den offiziellen *Führer von Potsdam*. In seinem zur vollendeten Banalität gestanzten Text finde ich sie aufs glücklichste formuliert: « Natur und Kunst, gebunden durch einen einheitlichen Herrscherwillen, schufen gemeinsam ein Ganzes, das sich dem empfänglichen Besucher unauslöschlich einprägt. » – Kann man treffender und verständlicher sein? Aus unserem Plan eines gemeinsamen Besuches von Potsdam wurde ein stilkritisches Gespräch. Ich habe, während Ihr sprach, auf eine Lösung Eurer hartnäckigen Differenzen gedacht. Sie ist kinderleicht. Ihr seid etwas zu gewichtig, zu schwer. Unser Dichter will das konkrete Faktum nicht hergeben und sieht mißtrauisch auf die Auflösung seiner Wirklichkeit in der historisch-symbolischen Idee. Umgekehrt kann unseren Historiker, als den Ältesten, den Zusammenhangreichsten unseres Kreises, nichts anderes als der Abdruck des Zeitlosen in der Zeit beschäftigen. Dauernd erinnert er sich. In der ausgestorbenen Muschel hört er noch lebendig das Meer rauschen. Ich aber *verlege* die Perspektive, nicht gleichnisweise, sondern aeronautisch! Wenn ihr doch fliegen könntet, meine Freunde! Wie sich euch da die Gegensätze

dynamisch und rein ineinander drehen würden! Man muß immer etwas Vogelwesen haben, um auf leichte und freudige Art mit den Erscheinungen der Erde fertig werden zu können. Achthundert Meter Distanz – und die Luft, die zwischen uns und dem ausgebreitetsten Gegenstand liegt, wird heiterster Spiegel. Das Verzettelte tritt zusammen, das Detail sinkt ein, *herauf kommt der Grundriß*. Die räumliche kantige Figur wird kurviger linearer Schwung. *Das Monument lebt*, meine Lieben! Aus Parken wird grüner, geometrisch geteilter Raum. Schön lagern die Terrassen übereinander. Höchst natürlich gehen « Kunst und Natur », wie der offizielle Führer es will, eine Harmonie ein. Die einzelne Anstrengung verschwindet; es bleibt, wie Klänge sich lösend, eine Folge von Formen akkordisch übrig. Ein Seenraum, eine Waldinsel, ein offen liegender Lebensgrund, – Linie, Bogen, Kreis, gewollt, gedacht, gewachsen und so, aus der Höhe, ohne Fehler und Frage, das ist Potsdam.

Das ist, wandte der Dichter lächelnd ein, « fliegende Philosophie », nicht wahr?

Motorische Übersicht, nickte der Philosoph heftig, es kommt ja nicht allein auf die Probleme an, ganz in ihrem Schatten landen wir immer wieder, ab und zu müssen wir sie in dem eroberten Äther des Geistes, der nicht mehr der Schwerkraft frönt, vergessen.